

Der Trick mit dem Wasser [Fortsetzung]

Autor(en): **Starke, Ottomar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der trick mit dem wasser

kriminalroman von
ottomar starke

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin

Neuereitretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Der Zauberer Martinez — er heißt eigentlich Burton — hat einen Trick, und dieser Trick ist sein Geheimnis. Er kann nämlich auf eine vom Publikum zu bestimmende Zeit hin auf die Sekunde genau das in einem Glas befindliche Wasser grün färben, ohne scheinbar etwas anderes zu tun, als mit der Uhr in der Hand den genauen Zeitpunkt abzuwarten. Auf der Ueberfahrt von Amerika ereilt den Zauberer ein rätselhafter Tod. Zeugen seines Sterbens sind seine Assistentin Francis und ein Kunstschütze namens Bonpain, der brennend gern hinter dem Trick mit dem Wasser kommen möchte. Francis reist mit den Koffern des ums Leben gekommenen Burton, der sich fälschlicherweise ihr und der Welt gegenüber als ihr Vater ausgegeben hatte, nach Paris. Dort nimmt sie eine Stelle als Gesellschafterin bei Señora de Martinez an, die mit Burton in sehr schleierhafter geschäftlicher Verbindung gestanden haben muß. Vorher schon lernte Francis einen blonden Riesen namens Charly kennen, dem sie sich sehr zugewandt fühlt, wie flüchtig sie ihn auch kennt. Sie betrachtet ihn als „Schutzengel“, denn allerlei Seltsames begibt sich um sie.

Dritte Fortsetzung

Sie fühlte sich jetzt stark genug, dem Geheimnis auf den Leib zu rücken. Sie faßte den japanischen Fächer mit den rings arrangierten Postkarten genauer ins Auge, trat ganz nahe heran und sah mit zusammengepreßten Lippen die eine der Photographien an, die ein Mädchen zeigte, das auf der Kante eines weißgedeckten Tisches saß. Sie hob dem Betrachter einen Sektkelch entgegen, über dessen Rand der Champagner schäumte wie Seifenschaum. Ihre Röcke hatten sich verschoben und ließen ein schöngeformtes Bein sehen. Sie lächelte unbedingt herausfordernd und frech. Francis betrachtete das Bild ganz aus der Nähe, nein, es konnte kein Zweifel darüber bestehen, dieses frech lächelnde Mädchen, dessen animierte Stimmung und etwas derangierte Kleidung verriet, daß sie leicht angetrunken war, dieses Mädchen war sie selbst.

Sie entfernte sich wieder von dem Fächer, immer vor sich hinträuernd. Sie ging im Zimmerchen auf und ab, und jedesmal vor dem japanischen Fächer machte sie für einen Augenblick Halt. Die Postkarte mit ihrer Photographie war beschrieben, aber die Beleuchtung war viel zu schlecht, als daß sie zu entziffern vermocht hätte, was da geschrieben stand. Sie würde es morgen, bei Tageslicht, lesen. Sie gähnte so laut, daß man es unbedingt im Nebenraum hören mußte. Dann ließ sie sich mit einem Plumps ins Bett fallen und gab abermals Geräusche einer Todmüden von sich. Sie legte sich so, daß ihr Ohr auf ihre kleine Armbanduhr zu liegen kam. Es hatte keine Gefahr, sie würde nicht einschlafen, sie hatte von vier bis fünf nichts anderes getan, als eine Tasse Kaffee nach der andern getrunken, während der wartende Chauffeur verzweifelte. Sie versicherte sich ihres kleinen Revolvers, rieb mit dem nassen Zeigefinger die Augenlider und startete in die Dunkelheit; sie war vollkommen wach.

Vor der nahegelegenen St. Eustache schlug es zehn, elf, halb zwölf, zwölf, halb eins, ohne daß sich im ganzen Haus irgendetwas gereg hätte. Gegen dreiviertel eins hatte sie die Empfindung, daß etwas ihr Unbekanntes, Feindliches sich ereignete. Es war ihr, als höre sie einen leisen Atem, als werde die Luft schwerer, als bewege sich katzenhaft ein lebendes Wesen über den teppichbelegten Fußboden, als wehe aus irgendwelcher Oeffnung ein anderer Windzug durch den Raum.

Sie hatte sich an die Dunkelheit so sehr gewöhnt, daß sie die Gegenstände des Zimmers fast unterschied, wenn auch nur schemenhaft. Es kam ihr so vor, als werfe die Korridor tür einen breiteren Schatten als zuvor. Und dann war da eine der Postkarten, die wie ein fast weißes Blatt als Orientierung dienen konnte.

Aber... das weiße Blatt... das Blatt... sie riß die Augen weit auf... das Blatt, die Postkarte schien plötzlich in einen Schatten zu tauchen und dann aufzusuchen... die Postkarte erhob sich deutlich etwas, senkte sich wieder... Francis wagte nicht sich zu bewegen. Sie

lag ganz still, den Finger krampfhaft am Abzug ihrer Waffe... Dann war es ihr, als ob der Schatten, den die Tür warf, abermals an Breite zunähme, ganz abnähme, und sie hatte die Empfindung, wieder ganz allein zu sein.

Sie sank erschöpft zurück. Von St. Eustache schlug es eins, halb zwei, zwei, drei Uhr. Sie sank in einen unruhigen Halbschlaf. Das Geräusch der Marktkarren, die zu den Hallen zogen, schreckte sie wieder auf. Unruhig wälzte sie sich hin und her. Es schlug vier, der Tag begann, bleich ins Zimmer zu dämmern. Sie setzte sich aufrecht, saß, bis es fast ganz hell war, starrte vor sich hin auf den japanischen Fächer, auf ihren Koffer, auf die Tür nach dem Korridor...

Endlich stand sie behutsam auf und schlich auf bloßen Sohlen zu dem Fächer. Aber sie suchte vergeblich nach der Photographie, die sie selber darstellte, es waren lauter harmlose Aufnahmen von Landschaften, von Bauerntrachten und Kirchen; Osterhasen, Blumenkörbe mit Glückwünschen zu allen möglichen Festen. Man hatte in der Nacht die Karten vertauscht.

Sie zog den Bademantel an, öffnete lautlos die Flur tür, schlüpfte auf den Gang, an der Gerümpelkammer vorbei, zum Zimmer des seligen Herrn, dessen Tür nur angelehnt war. Sie warf einen Blick durch den Türspalt, sah den großen, reichvergoldeten Rahmen auf dem Schreibtisch, in welchem, wie sie sich genau erinnerte, drei Damenphotographien gesteckt hatten. Jetzt war es ein großes Gruppenbild, keine Photographie, sondern die Reproduktion irgendeines etwas pathetischen Gemäldes im Kostüm der Renaissance.

Enttäuschung am Telephon.

Francis wusch sich, kämmte sich, zog sich an. Sie war so bleich, daß sie Rot auflegen mußte. Die Nacht war ihr auf die Nerven gegangen.

Warum hatte man bei ihr eingebrochen? Warum hatte man die Postkarten mit anderen vertauscht? — Warum auch die Bilder im Zimmer des seligen Herrn? — Wer war überhaupt dieser selige Herr? — Und wer hatte das alles getan? — Sollte sie Señora zur Rede stellen? — Sollte sie Charly den ganzen Vorfall erzählen? — Sollte sie auf eigene Faust Nachforschungen anstellen? —

Sie verwendete viel Sorgfalt auf ihre Toilette, denn sie mußte über all diese Fragen eingehend nachdenken.

Woher stammte diese Photographie? — Sie zermarterte ihr Hirn, konnte sich aber nicht erinnern, sich je in ähnlicher Situation befunden zu haben, nie, auch wenn sie sich noch so unbeobachtet wissen würde, würde sie eine solche freche Stellung eingenommen haben und selbstverständlich erst recht nicht in Gegenwart anderer. Sie erörterte bei dem bloßen Gedanken an eine solche Möglichkeit.

Und sie war es dennoch, darüber konnte gar kein Zweifel bestehen. Sie war es, und niemand anderes. Denn es war nicht anzunehmen, daß sie eine Doppelgängerin haben sollte, die ebenso hochblond war, mit ebensolchen Grübchen im Kinn und demselben Muttermal an genau derselben Stelle unterm rechten Ohr. Das war nicht möglich oder doch zum mindesten sehr, sehr unwahrscheinlich... Aber vielleicht hatte man nur eine Photographie ihres Gesichts genommen und dieses auf die Photographie eines andern unglücklichen Mädchens, das sich für solche Zwecke hergab, retuschiert... Und dabei mußte diese Aufnahme erst in allerletzter Zeit gemacht worden sein, wenn nicht alles trog. — Wenn sie doch nur gestern nacht die Postkarte an sich genommen hätte — oder wenigstens nachgesehen hätte, in welcher Stadt die Aufnahme gemacht worden war!... Oder wenn sie sich Mühe gegeben hätte, den Text zu entziffern!

Sie durfte sich nichts merken lassen! Nur so hatte sie vielleicht Gelegenheit, diese Karte noch einmal in die Hände zu bekommen. Sie mußte warten, mußte es der Zeit oder einem glücklichen Zufall überlassen. Aber sie würde am besten doch Charly anrufen. Sie würde unter irgendeinem Vorwand um eine halbe Stunde Urlaub bitten und Charly anrufen, das war das Beste...

Die Señora war eine Frühaufsteherin, sie hantierte schon in der Küche und bereitete das Frühstück.

«Ach, mein Kind, was sind Sie für eine Langschläferin!... Ich bin schon seit einer halben Stunde auf... Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, schlafen Sie sich nur aus, soviel Sie mögen! Lang liegen erhält die Schönheit!... Ich habe Sie ja auch nicht als Dienstmädchen engagiert, sondern als Gesellschaftsdame... Aber kommen Sie, decken Sie den Frühstückstisch im Salon. Ich habe auf diesem Tablett schon alles zusammengestellt...»

Francis nahm das Tablett und ging in den Salon. Wo konnten die Photographien sein? — Sie musterte heimlich jedes Möbelstück. Vielleicht in dem kleinen Damenschreibtisch, der am Fenster stand? Aber sicherlich war er abgeschlossen...

Die Señora kam mit dem Tee, man setzte sich zum Frühstück. Man sprach vom Wetter, über die gestrige Belotte, über die Tagesereignisse, die die Señora mit großem und falschem Pathos aus dem Petit Parisien vorlas, wobei sie sich bei jeder Gelegenheit über die Schlechtigkeit der Menschen entrüstete.

«Würden Sie etwas dagegen haben, gnädige Frau, wenn ich für eine halbe Stunde wegginge, etwas zu besorgen?...»

«Aber warum denn, mein Kind, gehen Sie ruhig! Francis half beim Abräumen.

«Das Aufwaschen besorgt eine Aufwartung, die zwischen neun und elf kommt. Gehen Sie ruhig, aber bleiben Sie nicht allzulange!»

Francis ging. Sie erfragte das nächste Postamt und kramte aus ihrer Handtasche den Zettel, den Charly ihr gegeben hatte. Sie entzifferte mühselig die Nummer. Charly hatte keine sehr schöne Handschrift... Aber was stand denn da?... Hatte er denn nicht Meier gesagt, Achilles Meier?... Und nun hatte er einen ganz andern Namen aufgeschrieben, Charly Brand hatte er aufgeschrieben... also war der Meier derselbe Schwindel gewesen wie der Karpfendresseur...

«Hallo... ich möchte Herrn Brand sprechen...»

«Wen, bitte?...»

«Herrn Brand... rufen Sie bitte Herrn Brand an den Apparat.»

«Was für einen Herrn Brand?...»

«Herrn Charly Brand...»

«Charly?...»

«Nun, ja, Charly...»

«Sie scherzen, Madame...»

«Ich scherze absolut nicht, Herr Brand hat nun einmal diesen Namen, da kann ich auch nichts dafür.»

«Hier wohnt kein Herr Brand, weder ein gewöhnlicher noch ein Charly... Und hier hat nie ein Herr Brand gewohnt.»

«Aber... der Herr hat mir selbst diese Nummer aufgeschrieben. Bin ich denn richtig verbunden? Sie wiederholte die Nummer, die sie von dem Zettel ablas. Ja, die Nummer stimmte. — «Der Herr hat mir erst gestern diese Nummer gegeben.»

«Das muß ein Irrtum sein.»

«Ich versichere Sie...»

«Brand?... Vielleicht hat sich der Herr einen Scherz mit Ihnen erlaubt.»

«Aber wie können Sie so etwas annehmen... ich...» Von der andern Seite kam ein Ausruf, als ob man sich

emes Herrn Brand plötzlich doch noch erinnerte. Francis schöpfte wieder Hoffnung.

«Wie sieht denn Herr Brand aus?»

«Sehr groß... bartlos... blond.»

«Was für ein Landsmann ist er denn?»

«Aber wenn er nicht bei Ihnen wohnt, hat es doch gar keinen Zweck, daß ich Ihnen das sage.»

«Nein, nein, ich glaube, einen solchen Herrn zu kennen; was für ein Landsmann ist er denn?»

«Ein Deutscher.»

«Ein Deutscher... aha... Und wo haben Sie ihn zuletzt getroffen?»

«Vorgestern Abend bei der Mère Cathérine und gestern mittag in einem Café an der Place Pigalle.»

Aber eigentlich hatte das doch gar nichts damit zu tun. Sie ärgerte sich, die Antwort gegeben zu haben.

«Warten Sie einen Augenblick.»

Francis nahm an, daß sich jetzt alles aufklären würde.

«Hören Sie noch?»

«Ja.»

«Ja, ja, Sie haben ganz recht, dieser Herr hat bis heute nacht bei uns gewohnt, aber heut in aller Frühe ist er abgefahren.»

«Abgefahren?»

«Ja.»

«Wohin?»

«Warten Sie», es klang so, als ob man am andern Ende der Leitung sich unterhalte. Dann kam die Stimme wieder zurück. «Der Herr ist nach Deutschland zurückgefahren, er hat ein sehr dringendes Telegramm bekommen.»

«Danke.»

Francis hängte ein. — Aus! — Es war aus! — Er war nach Deutschland zurückgefahren! — Der kurze Traum war ausgeträumt! — Schon hatte sie an ein bescheidenes Glück geglaubt, es war vorbei. Eine große Traurigkeit ergriff sie. Sie stand wieder einsam in der Welt, einsamer denn je, und sie mußte nun ihre Sache allein durchkämpfen ohne diesen Rückhalt an dem großen blonden Jungen, von dem sie, wie ihr plötzlich klar wurde, gar nichts anderes angenommen hatte, als daß es ihr Charly wäre...

Sie schloß die Telefonzelle hinter sich wieder zu und machte sich langsam, zögernd, auf den Heimweg. Nun war wohl diese alte dicke Dame da oben ihr Schicksal. Vielleicht verschloß sie jetzt eben die Photographien.

Nein, die Señora hatte in diesem Augenblick mit keinerlei Photographien zu tun. Sie hatte den Hörer in der Hand. Sie war angerufen worden.

«Hallo... ja, Sie sind richtig verbunden.»

«Ist dort die Señora de Martinez?»

«Ja, persönlich.»

«Also... alles wie wir angenommen haben... hat soeben angerufen, sich nach Charly Brand erkundigt.»

«Aha.»

«Ist ein großer, blonder Deutscher, wahrscheinlich eine Straßenbekanntschafft von vorgestern... waren zusammen bei der Mère Cathérine auf der Butte... habe gesagt, er sei auf ein Telegramm hin heute nacht nach Deutschland abgereist.»

«Gut... sonst was?»

«Einstweilen nicht.»

«Gut.»

Die Señora legte den Hörer wieder auf und machte es sich in ihrem quastenbehangenen Plüschsessel bequem. Sie las ihre Zeitung zu Ende, besonders interessierten sie die Annoncen und der Briefkasten.

Die P-L-M.

Der Kriminalkommissar Sylvester Lenormand, genannt die Gabel, betrat übellaunig das Büro, wo seine Kollegen Marat und Paletot schon an ihren Tischen saßen und arbeiteten.

Lenormand und Marat waren dicke Freunde. Man hätte sie sicherlich Kastor und Pollux getauft, wenn nicht Paletot gewesen wäre. Aber niemand hätte das Herz gehabt, Paletot durch eine solche Bevorzugung seiner Kollegen zu kränken.

Jean Jacques Paletot war von sanfter, träumerischer Gemütsart, immer ein wenig abwesend und in höheren Sphären schwebend. Er hatte eine weiche, melodische Stimme und fast zart zu nennende Bewegungen, einen direkt rührenden Augenaufschlag und wog 207 Pfund netto. Er war das Herz des Dreigestirns. Trotzdem nannten ihn die Kollegen nur den Griefknödel.

Wenn Paletot das Herz war, war Marat das Hirn. Im Gegensatz zu Paletot war er hager, gemütslos und barsch. Marat war schwer dazu zu bringen, sich einen Fall aus der Nähe anzusehen. Er versteifte sich darauf, daß wenigstens einer immer im Büro sein müsse, für alle Fälle. Er schickte Paletot und Lenormand und blieb hinter dem Schreibtisch hocken, indem er fürchterliche schwarze Giftmudeln paffte und spintierte. Paletot und Lenormand fluchten zwar wie die Russen über diese Arbeitsteilung, aber sie liefen doch, weil sie wußten, daß es so am besten war. In der Kriminal-Abteilung hieß Marat nur der «Zahnstocher», was ihn aber nicht weiter irritierte.

War Paletot das Herz und Marat das Hirn, so war Lenormand die Hand. Er packte zu und ließ nicht so leicht locker, was er einmal zwischen den Flossen hatte. Lenormand war neben dem Optimisten Paletot und dem Skeptiker Marat der reine Zyniker, dem aber auch schon gar nichts mehr heilig war. Was die praktische Seite seines Berufes betraf, so machte er wenig Federlesens. Er hatte einmal in der Hitze des Gefechts einem Gauner eine solche Maulschelle gegeben, daß dieser aus lauter Benommenheit alles gestand. Der Fall war berühmt. Er hatte einen Verweis bekommen, aber der Chef liebte Lenormand trotzdem von allen seinen Beamten am meisten.

Paletot, Lenormand und Marat waren der Gegenstand unzähliger Anekdoten. Uebrigens sprach man von ihnen nie anders als von der P-L-M. Und das ist die Abkürzung für den Schnellzug Paris-Lyon-Méditerranée.

Die P-L-M hatte den vertraulichen Auftrag bekommen, den Fall Estelle-Bonpain-Burton zu bearbeiten. An der Tür ihres Büros brannte das grüne Licht. Man durfte also nur in den dringenden Fällen stören, wußten alle Beamten. Die P-L-M war in Fahrt.

«Na?» interpellierte Marat den verdrießlichen Kollegen Lenormand.

«Entweder ist dieser Bonpain der größte Gauner, der mir je untergekommen ist, oder ich bin das größte Rindvieh, das je den Beruf des Kriminalisten wählte», fing Lenormand an.

«Nehmen Sie ruhig an, daß beides zutrifft», sagte Marat gemächlich.

Lenormand war nicht beleidigt. Er brannte eine Zigarette an.

«Ich habe unseren Mann, der uns von Amerika so warm ans Herz gelegt wurde, durchs Schlüsselloch in seinem Zimmer beobachtet. Eine gute halbe Stunde lang. Ich konnte mit Bestimmtheit nur eines erkennen, daß er sich nämlich zum Ausgehen fertig machte, seine Brieftasche zog, daß ein Zettel herausfiel, den er wieder aufhob und daß er erschrak, als ich anklopfte.»

Paletot seufzte.

«Ich stellte mich ihm vor. Er hatte nicht viel Zeit, wie er sagte, aber wir tranken ein paar Kognaks zusammen. Er schilderte den Tod des Varietéaxen genau so, wie er uns geschildert wurde. Als ich ihm Gelegenheit gab, die Tochter des Zaubers zu verdächtigen, ging er mit Freuden darauf ein. Dann sah ich seine Papiere ein, sie waren in schönster Ordnung. Dabei fiel ihm wieder der Zettel, oder war es ein anderer Zettel, aus der Brieftasche, aber ich war nicht schnell genug, ihn aufzuheben. Es ist möglich, daß es ein Zeitungsausschnitt war. Dann erwähnte ich ganz nebenbei den Tod einer amerikanischen Tänzerin in eben dem Moment, als das Schiff abfuhr. Es interessierte ihn überhaupt nicht. Und wie ich mich zu erinnern glaube, daß das Mädchen Estelle hieß, kriegte er mich am Arm zu packen, brüllte los wie ein angestochener Ochs, gebärdete sich überhaupt wie ein Verrückter, weint und ist wie verwandelt, behauptet, sie hätte sich sicherlich aus Gram über seine Abreise erschossen, wirft sich über den Tisch — wir waren schon wieder in eine Destille geraten — und sitzt auch, nachdem ich mich gedrückt hatte, noch lange mit stieren Augen da. Er sagte mir ungefragt, daß er dieses Mädchen wahnsinnig geliebt habe, und er machte ganz den Eindruck eines wirklich tief erschütterten Menschen, der ein durchaus reines Gewissen hat.»

Paletot seufzte wiederum und schien nicht übel Lust zu haben, ebenfalls loszuheulen. Marat saß in einer Wolke giftiger Zigarrengase und sagte gar nichts.

«Andererseits stehen die gesamten Koffer des Señor Esteban Diego de Martinez, alias Burton, in seinem Hotelzimmer, und er hat sie recht geschickt aus der Pension der Madame Thiaucourt, wo die kleine Francis wohnte, mit Hilfe eines Gepäckträgers abgeholt, auf einen Handkarren geladen und mit einer Plane zugedeckt. Sehr wertvoll wird übrigens der Inhalt nicht sein, denn Fräulein Burton hat es ja nicht einmal für nötig gehalten, den Diebstahl anzuzeigen und ihre blonde Bekantschaft ebensowenig.»

«Was für eine blonde Bekantschaft?» erkundigte sich Marat.

«Nu, ihr Schatz, vermute ich.» Lenormand unterdrückte mit Mühe ein Gähnen.

«Die lieben jungen Leute...», sagte Paletot und schüttelte wehmütig den Kopf.

«Wer ist denn dieser blonde junge Mann?» wollte Marat wissen.

«Das weiß ich nicht. Ein Schwede, vermute ich», versetzte Lenormand, genannt die Gabel.

Marat kramte in den Papieren, die vor ihm lagen, und las in einem umfangreichen Schriftstück nach. Er wandte sich seinem Kollegen zu.

«... der Schuß kam aus einer kleinkalibrigen Waffe, annähernd aus einer Entfernung von fünfundzwanzig Metern. Das Opfer wurde genau in die Schläfe getroffen... sehr saubere Arbeit, muß man sagen... Der Bodenraum, in dem die Leiche der Tänzerin gefunden wurde, ist durch Verschlage von einigen anderen Bodenräumen getrennt. In einem dieser anderen Bodenräume könnte sich sehr wohl ein Mann, der gut schießt, aufgehalten haben, ohne von dem Mädchen bemerkt zu werden, denn diese anderen Verschlage liegen in einem Vorsprung des Hauses, so daß der Schuß nicht nahe dem Fenster, sondern aus dem Innern des Raumes abgefeuert werden konnte.

Selbst wenn das Mädchen zufällig den Kopf gewendet hätte, brauchte es den Schützen nicht zu sehen, der in der Dunkelheit des Raumes stand...»

«Wenn das alles ist, was die Yankee uns mitzuteilen haben, werden wir Herrn Bonpain nicht überführen können.»

Paletot gab Lenormand recht. Auch Marat nickte. «Was nun den Fall Martinez-Burton anlangt, so schilderte Bonpain die Symptome, die er beobachtet hat, sehr glaubwürdig. Und es hat ganz den Anschein, als ob Burton an einem schnell wirkenden Gift draufgegangen wäre.»

«Curare oder Pfeilgift vielleicht», ergänzte Marat, fuhr aber gleich fort: «Der Kapitän und der Schiffsarzt nahmen Selbstmord an, weil man Gift in seinem Gepäck vorfand. Es wurde aber nicht gesagt, was für ein Gift das war. Doch ich halte diese Vermutung mit dem Selbstmord für baren Unsinn. Auch hier ist jetzt nachträglich eine Untersuchung und Aufklärung des Falles selbstverständlich gar nicht mehr möglich. Es konnte sein, daß den Burton nur eine Ohnmacht packte und daß Bonpain in den paar Minuten, die er mit ihm allein war, ihm den Garaus machte... Aber warum?... Was für einen Vorteil versprach er sich davon?... Hatte er aus dem Tod irgendwelchen Nutzen?»

«Die Koffer!» warf Lenormand ein.

«Richtig, die Koffer!... Er hat Burtons Gepäck gestohlen, also hatte er es auf den Inhalt dieser Koffer abgesehen. Fragt es sich, ob er Burton um die Ecke brachte, weil er die Koffer haben wollte, oder ob er die Koffer stahl, weil Burton tot war. Das können wir schwer entscheiden. Dazu müßten wir zuerst einmal wissen, was die Koffer enthalten oder enthielten. Nach Aussagen des Kapitäns und nach der flüchtigen Untersuchung auf dem Schiff enthielten sie Zaubersentilien. Bonpain hätte demnach vielleicht dieser Zaubersentilien wegen die Koffer gestohlen... warum? Doch wahrscheinlich darum, weil er Verwertung für diese Zaubersentilien hat oder zu haben glaubt. Man müßte also abwarten, ob demnächst im Cirque d'Hiver oder anderswo ein Zauberer auftritt, der die Späße des Señor de Martinez vorführt.»

Lenormand und Paletot stimmten Marat zu.

«Der Kofferdiebstahl ist belastend.»

«Gewiß. Und man müßte eben herausbekommen, was diese Koffer außerdem noch alles enthalten. Paletot kann ja mit Herrn Bonpain saufen gehen, während Lenormand sich die Koffer ein bißchen anschaut, wie?»

Lenormand und Paletot sahen sich an. Der «Zahnstocher» schickte sie wieder einmal auf Tour! Lenormand wollte wissen, was für besondere Kunststücke der Zauberer denn vorgeführt habe. Marat nahm wieder eines der Papiere vor, die auf seinem Tisch herumlagen.

«Er zersägt eine Dame in einer Kiste... kennt man! Die Dame ist eine Schlangendame und hat Gelegenheit, sich in der einen Hälfte der Kiste zu verkümmeln, wozu ein Teil des Tischchens, auf dem die Kiste aufliegt, zu Hilfe genommen wird. Dann Kartenkunststücken, das Uebliche... Dann färbt er Wasser auf Befehl, das heißt, jemand aus dem Publikum gab die genaue Zeit an, in welcher sich das Wasser färben sollte, ein paar Zuschauer beobachteten den Zauberer auf der Bühne, er stand in einem Meter Entfernung von beiden gefüllten Wassergläsern, tat gar nichts, sah ebenso wie alle anderen auf die Uhr, und auf die Minute wurde das Wasser grün.»

«Allerhand Hochachtung!» sagte Paletot bewundernd.

«Und wie machte er das?» wollte Lenormand wissen.

«Das weiß ich nicht», mußte Marat zugeben.

«Eine äußerst unklare und langweilige Angelegenheit», sagte Lenormand.

«Es wohnt hier eine Señora de Martinez, Rue St. Denis Nr. 15.» Paletot war sehr stolz, daß er das auf eigene Faust aus dem Adreßbuch ausspioniert hatte, aber Lenormand setzte ihm einen Dämpfer auf.

«Wahrscheinlich ist es die Witwe des Zaubers, denn Francis Burton ist zu ihr gezogen. Im übrigen würde ich mir an Ihrer Stelle die Dame einmal etwas genauer betrachten, Griefknödel, denn sie ist ungefähr in denselben Proportionen gehalten wie Sie. Es wäre etwas für Sie, nein, nein, ich mache keinen Scherz! Sie hat ebensolche Futtersäcke unter den Augen wie Sie, mein Alter! Wenn ihr beiden zusammen ausging, wäre jedes Trottoir gesperrt, und außer der Ausgabe für Möbel aus Gulfeisen, die ihr euch anschaffen müßtet, hat sie den übrigen Hausrat wohl so ziemlich beisammen.»

«Elender, neidischer Flaschenkorken...», war alles, was Paletot dem Kollegen geringschätzig erwiderte.

«Und suchen Sie Näheres über diese Señora herauszubekommen», ergänzte Marat seinen Auftrag von vorhin.

«Ich glaube kaum, daß es die Mühe lohnt, die Dame macht einen sehr anständigen Eindruck, wenn sie in der Konditorei hockt und Fruchteis frißt.»

«Vielleicht...», antwortete Marat lakonisch, womit die Beratung abgebrochen war. Er drückte auf den Knopf, der das grüne Licht zum Erlöschen brachte.

Charly macht Notizen.

Charly wunderte sich, daß er von Francis nichts hörte noch sah. Es beunruhigte ihn. Er überlegte, ob sie vielleicht seinen Zettel verloren hatte oder ob sie keine Gelegenheit zum Ausgehen fand. Er machte sich Gedanken

(Fortsetzung Seite 60)

darüber, daß er den Scherz mit dem Achilles Meier nicht doch noch erklärt hatte. Verdammte Eitelkeit! Nun hatte sie den Zettel vielleicht weggeworfen, weil nicht Meier, sondern Brand darauf geschrieben stand. Daß er ihr nicht schreiben durfte, stand für ihn fest, denn sie hatte ihm erzählt, daß die Señora in dem Glauben lebte, daß sie keinerlei Verwandte oder Bekannte weder in Paris noch anderswo habe. Er mußte also auf andere Weise vorgehen. Er mietete in der Rue St. Denis ein Zimmer, von dessen Fenster aus er das Haustor von Nr. 15 beobachtet konnte.

Er kannte bald die Gepflogenheiten der verschiedenen Hausbewohner, wußte, wann der Portier, gähnend, in Pantoffeln, vor die Haustür trat, wann seine Frau zu keifen anfang, um welche Zeit die einzelnen Parteien in den Hallen einholen gingen. Er sah auch Francis, aber sie war nie allein, und das einzige Mal, wo sie allein war und er sich beeilte, sie zu treffen, verlor er sie aus den Augen. Zuerst machte das Ganze einen durchaus friedlichen Eindruck, aber mit der Zeit änderte Charly Brand seine Ansicht.

Da war zuerst die Señora de Martinez selbst. Sie erregte schon deswegen sein Mißfallen, weil sie es sich scheinbar in den Kopf gesetzt hatte, Francis nie ohne Aufsicht zu lassen. Meistens kam sie ein paar Minuten vor Francis auf die Straße, und merkwürdigerweise wurde sie dann immer von einem kleinen Herrn begrüßt, mit dem sie auch ein paar Worte sprach. Charly notierte jedes dieser Zusammentreffen in seinem Notizbuch und schrieb jedesmal «Napoleon und das Nilpferd», weil dieser kleine Herr eine große Ähnlichkeit mit Napoleon III. hatte. Nie aber dauerte diese Unterhaltung länger als einige Sekunden, und wenn Francis kam, war der Kleine schon wieder verschwunden.

Außer den Vermerken über «Napoleon und das Nilpferd» enthielt dieses Notizbuch, ebenfalls mit genauer Angabe des Datums und der Stunde, sehr häufig noch die Bezeichnung «Der Teufel». Und dies bezog sich auf einen finster ausschendenden unteretzten Herrn, dessen bürgerlicher Name Bonpain und dessen unbürgerlicher Beruf eines Kunstschützer Charly nicht bekannt waren. Und schließlich figurierte als dritte mysteriöse Person ein mit «Dampfwalze» umschriebenes Individuum, das niemand anderer war als der Kriminalkommissar Paletot, genannt der Griechknödel. Charly stellte fest, daß Napoleon hinter dem Nilpferd her war, daß der Teufel hinter Napoleon her war und daß die Dampfwalze es auf den Teufel abgesehen zu haben schien. Aber er mußte zugeben, daß jeder einzelne seine Rolle recht gut spielte und daß es den Anschein erweckte, als ob keiner vermutete, selber beobachtet und verfolgt zu werden.

Chiffre «Liebesglück»...

Eines Tages hatte Napoleon sich eben wieder einmal nach einigen flüchtig gewechselten Worten von der Señora verabschiedet, als Bonpain, der Teufel, an der Straßenecke auftauchte und seine Verfolgung aufnahm. Der Mann mit dem schwarzen Spitzbart schien keinerlei Verdacht zu haben.

Er schlenderte gemächlich seines Weges und trat schließlich in ein Kaffeehaus ein, wo er einen Apéritif bestellte und die Zeitung aus der Manteltasche nahm, in deren Lektüre er sich vertiefte. Er merkte gar nicht, daß an seinem Tischchen ein untersetzter Herr Platz nahm und ihn verstoßen beobachtete. Als er die Zeitung weglegte, sah er in zwei so brennend auf ihn gerichtete Augen, daß er erschrak.

«Sie kennen mich nicht, Herr Burton?» redete Bonpain den Herrn, der wie Napoleon III. aussah, an.

«Sie müssen sich irren, ich heiße nicht Burton», antwortete dieser.

«Oh, ich glaube nicht, daß ich mich irre, mein Herr. Und ich glaube, daß Sie gut tun werden, sich daran zu erinnern, wie Sie heißen.» Bonpains Redeweise hatte unbedingt etwas Drohendes an sich.

Der mit Burton Angeredete schüttelte ruhig den Kopf und musterte sein Gegenüber.

«Sie irren wirklich, ich bin nicht Herr Burton... aber ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß ich einen andern Ton gewöhnt bin und nicht beabsichtige, mich von Ihnen beleidigen zu lassen, wer Sie auch sein mögen.» Bonpain nickte, als hätte er gar keine andere Antwort erwartet.

«Sie sind Kaufmann, nicht wahr?» fragte er froh.

«Das geht Sie nicht das geringste an, machen Sie, daß Sie weiterkommen.»

«Ich weiß auch, was für eine Art Kaufmann Sie sind, Burton... und ich möchte Ihnen den guten Rat geben, sich friedlich zu verhalten.» Bonpain sah sich um. Es waren sehr wenig Gäste da. In nächster Nähe saß nur ein dicker Mann, der soeben eingetreten war, tief seufzte und einen Kognak bestellte. — «Ich möchte Ihnen den guten Rat geben, sich friedlich zu verhalten!» wiederholte Bonpain eindringlich.

Der Mann mit dem Napoleonsbart schüttelte verständnislos den Kopf, als hätte er es mit einem Irrsinnigen zu tun, den man weiter nicht reizen darf. Er machte Anstalten, wieder zu seiner Zeitung zu greifen. Aber Bonpain nahm sie ihm kurzerhand weg.

«Es ist hier nicht der Ort, uns zu unterhalten, kommen Sie mit mir in mein Hotel.»

«Den Teufel werde ich tun», protestierte der andere. «Wie käme ich dazu? Sie scheinen betrunken zu sein!»

Nein, Bonpain machte gar nicht den Eindruck eines Betrunkenen. Er beugte sich etwas vor, sah seinem Gegenüber böse in die Augen und flüsterte, nur für ihn hörbar: «Chiffre Liebesglück...»

Der mit Burton Angeredete verfärbte sich. Er hielt aber den Blick Bonpains aus und sagte nur kurz: «Gehen wir!»

Bonpain lachte. Er bezahlte und schritt voraus. Burton folgte. Sie nahmen ein Taxi und fuhren zu Bonpains Hotel.

«Setzen Sie sich!» forderte Bonpain seinen unfreiwilligen Besucher auf und wies ihm einen Stuhl.

«Ich will mit offenen Karten spielen... ich hoffe, Sie werden ein Einsehen haben... dann wird sich alles auf gültlichem Wege regeln lassen... wenn nicht...» Bonpain machte eine vielsagende Pause.

«Wenn nicht?» fragte sein Besucher kalt.

«Wenn nicht, denunziere ich Sie bei der Polizei.»

«Aha!»

«Und Sie wissen sehr wohl, was Ihnen dann blüht... Ihnen und Ihren Compagnons.»

«Kommen Sie endlich zur Sache und sagen Sie mir, wo hinaus Sie wollen.»

«Ich will beteiligt sein, verstehen Sie?»

«Beteiligt... an was?»

«An Ihren... Unternehmungen... Ich weiß, daß dieselben sehr einträglich sein müssen.»

«Woher wissen Sie das?»

Bonpain wies auf die großen Koffer in seinem Zimmer.

«Ich habe das Gepäck des Señor Martinez an mich gebracht.»

«Gestohlen!» ergänzte Burton, aber es war unverkennbar, daß er erschrak.

«Gestohlen, selbstverständlich... bei dem Gepäck fand ich auch die Korrespondenz mit dem Seligen...»

Burton stand auf.

«Bleiben Sie sitzen! Man muß sich vorsehen, wenn man mit Ihrgleichem verkehrt! Bleiben Sie sitzen!» Er zog einen Revolver.

«Ich bin Kunstschütze von Beruf, wie ich Ihnen zur Erklärung erzählen möchte... Kunstschütze... Bonpain ist mein Name, vielleicht haben Sie schon einmal von mir gehört.»

«Ich habe Sie in der Hand, mein Wertester!... Chiffre Liebesglück!... Ganz hübsch ausgedacht, ein bißchen kitschig, ganz so, wie es die kleinen Mädchen lieben... nun...»

Burton antwortete nicht. Bonpain fuhr fort:

«Aus der Korrespondenz habe ich errechnet, was bei euch im Jahr ungefähr eingeht, es ist ein ganz hübsches, rundes Sümmchen! Ich kann mich um ein paar Tausender geirrt haben, aber das macht weiter nichts... Selbstverständlich werde ich mich hüten, mich persönlich an dem Geschäft zu beteiligen, das liegt mir nicht. Aber ich nehme an, ihr habt ein Bankkonto, nicht wahr, denn man kann ja solche Summen beim besten Willen nicht ausgeben, wenn man wie ihr in seinen vier Wänden hockt. Und selbstverständlich wird es euch auch angenehmer sein, einen lästigen Mitwisser wie mich los zu sein. Ihr werdet also die Briefe gern haben mögen, nicht wahr?... Na, das kann man sich ja an den zehn Fingern abzählen... wenn ich die Briefe nicht mehr in Händen habe, droht euch ja von meiner Seite aus keine Gefahr mehr, wie? ... ihr werdet also die Briefe kaufen!»

Er wartete ab, welche Wirkung seine Worte auf Burton haben würden.

«Ich weiß wirklich nicht, von welchen Briefen Sie reden, was Sie mit Ihrer Chiffre Liebesglück meinen, noch wie Sie dazu kommen, mich für Herrn Burton zu halten. Und um zu wissen, ob Briefe einen Wert haben, muß man sie sehen. Zweifellos irren Sie sich in der Person, aber wenn Sie ein so großartiges Geschäft hinter einem Mann namens Burton wittern, nun, ich bin ganz der Mann, das Geschäft vielleicht mitzumachen. Sie haben mich neugierig gemacht, ich bin zum Schein mit Ihnen gegangen, weil ich hier ein Geschäft vermutete... Los, schießen Sie los, Herr Kunstschütze, vielleicht können wir das Geschäft, das Sie da ausbaldowert zu haben scheinen, gemeinsam machen.»

Bonpain sah den kleinen Mann bewundernd an.

«Sie sind doch gerissener als ich dachte, Burton! Wahhaftig! Sie glauben also wirklich, daß ich nur so auf gut Glück irgendeinen zweifelhaften Pariser Bürger hier heraufschleppe, um ihm eine Handvoll Tausender zu verdienen zu geben für einen Einfall und eine Entdeckung, die ich ganz allein gemacht habe? — Idiot!... Genug jetzt... Ich verlange hunderttausend!... Und in drei Tagen habe ich das Geld hier, oder...»

Burton sprang auf. Er versuchte, sich auf Bonpain zu werfen, aber der parierte mit einem Boxhieb, daß sein Gegner taumelte.

«Nun, das ist klarer als jedes Eingeständnis... In drei Tagen habe ich die Hunderttausend hier, hier auf meinem Zimmer. Und als Gegenwert erhalten Sie die Briefe, die Sie einsehen können. Und jetzt raus! Es ist nichts mehr zu besprechen!»

(Fortsetzung folgt)

Roosevelts finanzielle Weltrevolution?

(Fortsetzung und Schluß von Seite 53)

aus wurde der Kampf mit dem Ziele geführt, dem Silber das Recht abzuspochen, als Notendeckung zu dienen.

Die Länder und die Bevölkerungskreise, die viel Silber besaßen, wehrten sich. Der ganze Osten, Indien, China, Japan, aber auch Mittel- und Südamerika gehörten zu dieser Kategorie. Sie vertraten den Standpunkt des Bimetallismus (bi = doppelt), sie wollten, daß Gold und Silber Geldwert haben sollen, während London den Monometallismus durchzusetzen versuchte (mono = einfach).

Das Gold — der Monometallismus — siegte. London, die weiße Rasse, siegte über den Orient. Mehr als eine Milliarde Menschen standen von einem Tag auf den anderen ohne Geld da: die Silbermünzen, die sie besaßen, haben den größeren Teil ihres Wertes eingebüßt. Aber auch unter den Angehörigen der weißen Rasse gab es Hunderte Millionen Geschädigte. In den Vereinigten Staaten führte Bryan Jahrzehnte hindurch den Kampf um die Wiedereinführung des Bimetallismus und sprach damit aus dem Herzen von 40—50 Millionen Amerikaner der Südstaaten.

Nachdem Roosevelts direkter Angriff auf den französischen Franken zunächst abgesehen war, entschloß sich der amerikanische Präsident, das Gold auf dem Umwege über die Wiedereinführung der Silberwährung aus dem Sattel zu werfen. Könnte er diesen seinen Plan im Weltmaßstab verwirklichen, so würde sich daraus eine plötzliche Bereicherung Indiens, Chinas, Mittel- und Südamerikas ergeben, und dank dieser Bereicherung würden Milliarden von Menschen an Kaufkraft gewinnen. Dieser materielle Aufschwung des Orients würde ein plötzliches Anwachsen seines politischen Gewichtes mit sich führen. In ihrer Revolte gegen Europa würden sich Bombay, Shanghai, Montevideo und Mexiko-City gern unter die Führung Roosevelts stellen, und dieser Block würde der tätigen Mitwirkung Sowjetrußlands sicher sein.

Das Kriegsziel

Man wird einwenden: Sowjetrußland kennt doch überhaupt kein Geld im Sinne der normalen Begriffe; in Moskau huldigt man dem Bimetallismus ebenso wenig wie dem Monometallismus; Roosevelt und seine Silberländer seien hingegen zumindest für den Geldebegriff, wie er vor der Diktatur des Goldes in Geltung war.

Dieser Einwand stimmt aus dem Grunde nicht, weil nicht das entscheidet, was Roosevelt heute predigt, sondern wohin sein Weg logischerweise führen muß. Roosevelt muß die amerikanische Wirtschaft in Ordnung bringen. Er weiß, daß seine willensstarken Yankee, seine entschlossenen Irländer, seine heißblütigen Italiener, seine primitiven Neger, seine beweglichen Juden und alle die anderen zum großen Teil freiheitlich veranlagten Rassen Amerikas eine chronische Notlage, wie sie in Deutschland seit Kriegsende besteht, zu ertragen nicht gewillt sind. Da er aber auch mit seiner Silberpolitik die entscheidende Wendung nicht wird herbeiführen können, so mag er — den Silberstandard verlassen, um den sogenannten Warenstandard einzuführen, bei dem das Geld nur noch ein Warensymbol ist, ohne ein Eigenleben zu führen. Das wäre aber — so schreibt die französische Presse mit Recht — etwas, was man nur noch bei den russischen Bolschewiki «Geld» nennt, Geld in dicken, doppelten Anführungszeichen.

Hat nun der Orient Interesse an einem solchen Geldbegriff? Ja, und zwar ohne bolschewistische Ideen zu huldigen. Der Orient bleibt selbst nach Einführung der Silberwährung ein an Zahlungsmitteln armes Gebiet. Er besitzt aber ungeheure Reichtümer an Rohstoffen und an Waren, die anderswo nicht zu haben sind. Der «Warenstandard» würde einen Zustand des Welthandels herbeiführen, in dem wieder Ware gegen Ware steht, einen Zustand der nationalökonomischen Gleichberechtigung für die größere Hälfte der Erdbewohner...

So steht er vor uns, dieser tapferere Roosevelt, als einer der interessantesten Gestalten unseres Zeitalters. Entthronung des Goldes ist seine Absicht, Vernichtung des Geldes sein Endziel.

Ein Traumten jene Alchimisten, die guten Glaubens waren, einen ähnlichen Traum: durch die unbegrenzte Herstellung des Goldes seinen Wert zu vernichten, seine Macht zu stürzen.

Ist Roosevelt ein Träumer, ein Scharlatan? Die nächsten Monate werden Antwort auf diese Frage geben.

Entweder werden sie ihm recht geben — dann wird er's verstehen, den Steg heimzubringen, denn an Tapferkeit und Ausdauer wird es ihm nicht mangeln. Oder aber ist er im Irrtum, und dann wird er untergehen, denn im Kampf, den er begonnen hat, heißt es wie in keinem anderen: Wehe dem Besiegten!